

# Insel Verlag

## Leseprobe



Bailey, Melissa  
**Der Spiegel der Medici**

Roman

Aus dem Englischen von Rita Seuß und Christa Prummer-Lehmair

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 4263  
978-3-458-35963-0



Der Architekt John Carter soll eine alte viktorianische Schuhfabrik in London in moderne Luxuswohnungen umbauen. Bei einem seiner Erkundungsgänge macht er eine überraschende Entdeckung: einen verborgenen Kellerraum, in dem ein wertvoller, antiker Spiegel hängt. Neugierig geworden, versucht er, mehr darüber in Erfahrung zu bringen. Doch statt Antworten zu erhalten, stößt er auf eine Vielzahl rätselhafter Geschichten, die immer mehr Fragen aufwerfen: Gehörte der Spiegel einst wirklich Katharina von Medici? Wie gelangte er nach England in den Besitz des Schuhfabrikanten? Und welche Rolle spielte er in dem mysteriösen Todesfall einer jungen Frau, der sich hier hundert Jahre zuvor ereignet hat?

Während John versucht, das Geheimnis des Spiegels zu ergründen, ereignen sich in seinem Umfeld merkwürdige Dinge. Und auch Ophelia, eine gleichermaßen faszinierende wie rätselhafte Frau, in die er sich Hals über Kopf verliebt, scheint etwas vor ihm zu verbergen ...

*Der Spiegel der Medici* ist ein fesselnder Roman über die dunklen Mächte der Liebe, über Leidenschaft, Eifersucht und Rache und über ein jahrhundertealtes Geheimnis, das seine Schatten bis in die Gegenwart wirft.

Melissa Bailey studierte Englische Literatur in Oxford und Rechtswissenschaften in London. Seitdem arbeitet sie als Anwältin im Bereich des Medienrechts. *Der Spiegel der Medici* ist ihr erster Roman.

insel taschenbuch 4263  
Melissa Bailey  
Der Spiegel der Medici





Melissa Bailey

 **Der Spiegel der Medici** *Roman*

Aus dem Englischen von Rita Seuß  
und Christa Prummer-Lehmair

Insel Verlag

Originaltitel: *The Medici Mirror*. Arrow Books, London 2013

Umschlagfotos:

Sybille Sterk/Arcangel Images; Jaqueline Veissid/Getty Images;

Simone Becchetti/Getty Images

insel taschenbuch 4263

Erste Auflage 2013

Deutsche Erstausgabe

© Insel Verlag Berlin 2013

© Melissa Bailey 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: cornelia niere, münchen

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35963-0

## Prolog

*Château de Fontainebleau  
November 1542*

Holzfasern streiften Katharinas Auge, als sie durch das Loch im Dielenboden spähte. Wie sie vermutet hatte, war da nur tiefe Schwärze. Sie drehte den Kopf und legte ein Ohr an die Öffnung. Von unten hörte sie keinen Laut, sie hatten sich also noch nicht in das Schlafgemach zurückgezogen. Katharina breitete, noch auf den Knien, den Seidentepich wieder über das Loch. Dann warf sie einen Blick durch die beiden anderen Öffnungen, die sie ein paar Tage zuvor in den Fußboden hatte schlagen lassen. Sie gewährten aus unterschiedlichen Perspektiven Einblick in das Schlafzimmer unter ihr. Aber auch hier nur lautlose Dunkelheit.

Eine gefühlte Ewigkeit ging Katharina in ihrem Zimmer auf und ab, wartend und lauschend. Irgendwo im Schloss ganz in der Nähe ging mehrmals eine Tür auf und wieder zu und entließ einen Schwall Musik und Gelächter. Danach waren nur noch sich entfernende Schritte zu hören, gefolgt von noch tieferer Stille. Sie legte sich aufs Bett und dachte über ihren Plan nach. Ihre Hofdamen hatten sie beschworen, davon abzulassen und sich nicht solche Qualen aufzuerlegen. Aber Katharina wusste, dass sie als Frau versagte, dass sie ihren Gemahl nicht beglücken konnte, dass er sie reizlos und nicht begehrenswert fand. Und dass sie infolgedessen kinderlos bleiben würde, ein

Schicksal, mit dem sie sich niemals abfinden würde. Unerträglich die Vorstellung, wie gefährdet und unsicher ihre Position am Hof sein würde. Sie musste hinzulernen, koste es, was es wolle. Ungeachtet der Pein in ihrem Herzen würde sie ihnen deshalb zusehen. Sie würde ihrem Gemahl und seiner Mätresse dabei zusehen, wie sie im Schlafgemach unter ihr Unzucht trieben.

Nach Luft ringend, setzte sich Katharina im Bett auf. Sie spürte eine dunkle Wut in sich aufsteigen – ein Gefühl, das ihr keineswegs unbekannt war. Die schöne Mätresse des Dauphins, die sehr viel älter war als er, beherrschte das Leben am Hof und stellte Katharina fast in jeder Hinsicht in den Schatten. Und jetzt war Katharina so tief gesunken, dass sie die beiden heimlich beobachtete. Den Tränen nahe, schloss sie die Augen und ließ den Kopf auf das Kissen zurücksinken. Sie schluckte den bitteren Geschmack hinunter und rief sich in Erinnerung, dass sie die Gemahlin des Dauphins war, dass sie den Dauphin mehr liebte und mehr für ihn tun würde als alle anderen. Und dass sie seine Frau bleiben und einmal Königin werden würde, wenn sie durchhielt. Sie würde geduldig abwarten. Und am Ende triumphieren.

Das Geräusch einer Tür riss Katharina aus ihren Träumereien. Die Stimme des Königs drang leise, aber unverkennbar durch die Holzdielen an ihr Ohr. Mit einem Satz war sie aus dem Bett, lief mit zitternden Gliedern durch das Zimmer und löschte die Kerzen. Im Dunkeln tastete sie nach dem Teppich und schob ihn beiseite. Durch die Öffnung im Boden drang Licht zu ihr herauf. Ihr Herz klopfte.

Sie spähte hinunter. Zuerst erhaschte sie einen Blick auf Heinrich. Er war halb entkleidet und trug nur ein Hemd, die Beine waren nackt. Katharina bewunderte seine Ge-

stalt, als er im Zimmer umherging. Er war ein gutaussehender Mann, den die Jagd und die Turniere gelenkig und muskulös gemacht hatten. Und während sie ihren Gemahl beobachtete, flammte Begehren in ihr auf. Sie errötete und wandte unwillkürlich den Blick ab, um die Glut ihrer Wangen zu verbergen. Als sie erneut durch die Öffnung im Boden lugte, stand Heinrich neben dem Bett, auf dem seine Mätresse lag, wie immer ganz in Schwarz und Weiß gekleidet. Eine Weile lachten und redeten sie, wenn auch so leise, dass Katharina kein Wort verstand. Aber die Vertrautheit ihres Umgangs und die Freude über ihr Zusammensein waren so offenkundig, dass Katharina erneut eine maßlose Wut in sich aufsteigen spürte. Darauf war sie nicht gefasst gewesen: wie ungezwungen die beiden einander berührten – Gesicht, Augen, Lippen, Haare. Am Hof wussten sie diese intime Vertrautheit gut zu verbergen. Sie wahrten die Etikette und gaben sich kühl, gleichgültig und distanziert. Doch jetzt tat Katharina einen Blick hinter die Kulissen.

Als sich der Dauphin zum Bett hinunterbeugte, setzte sich seine Mätresse kniend auf. Er nahm ihr den Schmuck ab und entkleidete sie. Dabei glitten seine Hände spielerisch über ihren nackten Körper, streichelten ihren Hals, ihre Schultern und ihren Bauch und liebkosten zärtlich ihre Brüste. Die Mätresse überließ sich ihm ganz, und erregt von seinen Berührungen, schmolz ihr Körper unter seinen Händen. Zum ersten Mal sah Katharina den porzellanweißen Körper der Frau, die den König in ihren Bann geschlagen hatte.

Ihre Wut wich. Tränen traten in ihre Augen, die sie tapfer zurückhielt. Sie beobachtete, wie die Frau die Beine spreizte und sich kühn und ohne Scham rittlings auf Heinrich setzte. Er empfand sichtlich Lust dabei, ihre Unge-

niertheit und Hemmungslosigkeit schienen ihn zu erregen, während ihr langes Haar über die nackten Körper fiel. Sie bewegten sich in wilder, sich steigernder Leidenschaft. Katharina konnte der Flut ihrer Tränen nicht mehr Einhalt gebieten. Sie hatte genug gesehen, doch sie hörte es immer noch, dieses Stöhnen sinnlicher Lust. Es waren Geräusche, die sie ihr Leben lang nicht mehr loslassen würden, das wusste sie. Dieses lustvolle Stöhnen, ganz anders als das Schweigen, das sich breit machte, wenn sie selbst bei ihrem Gemahl lag.

Im Dunkeln auf dem Bett ausgestreckt, versuchte Katharina, das Bild der liebessatten, atemlosen Körper zu verdrängen und sich auf die Leere in ihrem eigenen Innern zu konzentrieren. Tief einatmend, versuchte sie, einen klaren Gedanken zu fassen. Morgen würde sie die Löcher im Fußboden schließen lassen. Vielleicht hätte sie doch auf ihre Hofdamen hören sollen; vielleicht hätte sie ahnungslos und unwissend weiterleben sollen. Aber dann hätte sie nie die Wahrheit erfahren.

Sie setzte sich auf. Mondlicht fiel durch das Fenster. Es war hell, vermutlich Vollmond, ideal für die Jagd. Wieder dachte sie an die Frau, die im Zimmer unter ihr mit ihrem Gemahl das Bett teilte, und ihr Herz krampfte sich zusammen. Sie würde den geeigneten Augenblick abwarten. Nach allem, was sie heute Abend gesehen hatte, wusste sie, dass sie so gut wie alles ertragen konnte. Doch am Ende würde sie Rache nehmen. Sie würde warten müssen, vielleicht lange warten müssen.

Doch am Ende würde sie Rache nehmen.

## Kapitel 1

*London, 2013*

Ich hörte den Rettungswagen, noch bevor ich ihn sah. Schrilles Sirenengeheul, dann der Luftzug, als der Wagen an mir vorbeibrauste. Ein Aufblitzen gelber und grüner Streifen und blaues Neonlicht. Staub und Kieselsteinchen spritzten hoch, als er die Upper Street entlangraste, bevor er an der Ampel von einer dichten Schlange aus Pkws und Lastern zum Anhalten gezwungen wurde. Hier stand er an diesem kalten Wintermorgen, mit kreischender Sirene, bis sich die Autos erneut in Bewegung setzten und eine Durchfahrt frei machten.

Es herrschte fast stehender Verkehr mit stinkenden Auspuffgasen und wummernden Stereoanlagen. Jeden Tag das gleiche Bild. Als ich von der Hauptstraße abbog, ließen Lärm und Abgasgestank rasch nach. Der Weg war mir so vertraut, ich hätte ihn im Schlaf gefunden. Und in den vergangenen sechs Monaten hatte ich genau dieses Gefühl: dass ich alles mechanisch und beinahe unbewusst tat. Lass mir noch ein bisschen Zeit – das war meine Standardantwort, wenn mein Kompagnon Richard mich darauf ansprach. Lass mir noch ein bisschen Zeit. Bei meiner Zerstreutheit in den letzten Monaten war es ein Wunder, dass ich überhaupt noch einen Job hatte. Aber Richard war ein netter Kerl. Ich hatte im Lauf der Jahre einige großartige Projekte mit ihm durchgezogen, nur in letzter Zeit hatte ich mich zu einem ziemlich stillen Teilhaber ent-

wickelt. Na und? Im Grunde schien es ihm nicht viel auszumachen.

Als ich an den Reihenhäusern im klassischen georgianischen Stil vorbeiging, fasste ich nach dem schwarzen, schmiedeeisernen Geländer, das sich unter meiner Hand glatt und fest anfühlte. Auf den blitzsauberen Fensterbrettern standen sorgsam gepflegte Blumenkästen und auf den Balkonen perfekt gestutzte Miniaturbäume. SUVs von BMW und Audi standen dicht an dicht auf den Gehsteigkanten. Wer hier wohnte, hatte Geld und zeigte es auch. Ein Stück weiter den Hügel hinunter, jenseits der Hauptstraße, wandelte sich das Bild, es begann eine andere Welt. Die protzigen Autos verschwanden, die Häuser wurden niedriger, und Blumenkästen gab es kaum mehr. Das Flair von Eleganz und Geld war verflogen. Man konnte die Lethargie förmlich riechen, die hier in der Luft lag.

Ich dachte an Richards Nachricht vom Vortag. »Ich habe den idealen Job für dich, den Traum jedes Architekten. Willst du es dir anschauen?« Er hatte eine Adresse hinterlassen, wo ich mich heute mit ihm treffen sollte.

Ich muss zugeben, dass ich ganz schön neugierig war. Statt also geradeaus zu gehen – mein normaler Weg zum Büro in Shoreditch –, bog ich an der nächsten Ampel nach rechts Richtung Clerkenwell ab. Zu meiner Linken ragten Hochhaustürme auf, große graue Kleckse aus Waschbeton vor dem Hintergrund des Himmels, die Fassaden überzogen mit gleichförmigen Reihen kleiner quadratischer Fenster, in denen sich das Grau des Tages spiegelte. Graffiti an den Sockeln, breite Streifen in Pink, Rot, Orange und Blau, lockerten das graue Einerlei auf. Am Ende der Straße bog ich links und gleich darauf wieder rechts ab. Sofort war ich in einem anderen Viertel. In der Mitte eines kreisrunden Areals georgianischer Reihenhäuser lag ein kleiner

Park, ein grüner Fleck, der nach dem Labyrinth aus Beton fast surreal wirkte. Wie Richard es mir beschrieben hatte, suchte ich nach der Unterbrechung in dem symmetrischen Rondell der Häuser. Und dann lag sie vor mir, die imposante Schuhfabrik im Stil der viktorianischen Gotik.

Es war ein dreistöckiger roter Backsteinbau, ein wuchtiges Gebäude mit zahlreichen Fenstern, die Fassade grau vom Smog und verwaschen vom Regen. Die Fenster im ersten Stock wurden von halbkreisförmigen Bögen aus ockergelbem Stein überwölbt. Ich hatte gerade meinen Rundgang durch das Erdgeschoss beendet, eine riesige Halle, als ich von der Treppe am Ende des Raums Schritte hörte. Richard erschien mit einem breiten Lächeln und kam zielstrebig auf mich zu.

»Johnny Carter.« Er fasste mich am Arm und klopfte mir auf den Rücken. Ein Hauch seines teuren Aftershave streifte mich. »Wie geht es dir?«

»Danke, gut. Ein toller Ort ist das hier.«

»Ja, die Fabrik ist ein Prachtstück. Aber warte erst, bis du die anderen Stockwerke gesehen hast.« Richard piffte leise durch die Zähne. »Ich habe mich ein bisschen umgesehen, während ich auf dich gewartet habe.«

Ich lächelte. Richard konnte nicht stillhalten. Er war Herz und Hirn unseres Büros, er war der Boss, und ohne seinen Geschäftssinn würde gar nichts funktionieren. Doch egal, wie viel er zu tun hatte, er strahlte stets Ruhe und Gelassenheit aus. Als ich den Blick über seine Designerklamotten und den kunstvoll verwuschelten grauen Haarschopf gleiten ließ, fragte ich mich wieder einmal, wie er das bloß schaffte.

Er ging zu einem Schreibtisch am Fuß der Treppe und fing an, in irgendwelchen Unterlagen zu blättern. »Hast du gut hergefunden?«

»Kein Problem.« Ich bückte mich nach einem Paar schwarzer Lederschuhe, die auf einem Haufen in der Mitte des Raumes lagen. Sie waren ausgezeichnet gearbeitet, und trotz ihres Alters war das Leder immer noch tadellos. In diesem Unternehmen war offenbar Wert auf Qualität gelegt worden. Ob sich das auch in der Renovierung widerspiegeln würde? »Also, schieß los. Worum geht es?«

»Umwandlung in Wohnraum, großzügig und modern, aber unter Berücksichtigung der Geschichte des Gebäudes. Deine Spezialität.«

Ich lächelte und betrachtete weiter die Schuhe. Er wusste, auf welche Information ich wartete.

»Der Kunde ist ein reicher Privatmann, kein Investor. Er möchte selber hier wohnen. Und er wird viel Platz haben.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Wir haben ein großzügiges Budget und in der Gestaltung weitgehend freie Hand.« Richard nahm eine Mappe vom Tisch und legte sie beiseite. »Das hier sind unsere Vorgaben. Die kannst du dir später anschauen.«

»Mach ich. Klingt wirklich vielversprechend.« Ich muss zugeben, das war ein Auftrag ganz nach meinem Geschmack: die Renovierung eines historischen Gebäudes mit einer Vielzahl bewahrungswürdiger Elemente, obendrein mit einem großzügigen Budget und großer Gestaltungsfreiheit, ohne Abstriche machen oder Kompromisse schließen zu müssen. Ich drehte mich um, um mir die Halle noch einmal in ihrer ganzen Länge anzusehen. Große hölzerne Maschinen und Arbeitstische mit Werkzeug standen im trüben Tageslicht, das durch die spinnwebenverhangenen Fenster hereinsickerte. Ich lauschte auf die Geräusche: das Knarren der Dielen, das Ächzen von Metall, das Rauschen alter Leitungsrohre, kaum hörbar und

doch allgegenwärtig. »Und was weißt du über dieses Objekt?«, fragte ich und drehte mich zu Richard um.

»Nicht viel. Es war ein Familienbetrieb, Ende des 19. Jahrhunderts gegründet. James, einer der Söhne, führte die väterliche Firma weiter, danach übernahm sie dessen Sohn Thomas. Das Geschäft florierte, doch Ende der vierziger Jahre brach der Umsatz ein. Sinkende Nachfrage und aus dem Ruder laufende Kosten haben die Fabrik ruiniert. Am Ende haben sie einfach zugemacht.«

»Und das Gebäude wurde nie anderweitig genutzt?«

»Nein, ich glaube nicht.« Richard blätterte in seinen Unterlagen. »Hier steht irgendwo, dass es jetzt nur deshalb verkauft wurde, weil der letzte noch lebende Brimley, der Urenkel des Firmengründers, kürzlich gestorben ist. Er war unverheiratet und hatte anscheinend keine Verwandten. Sein Haus in Bloomsbury, das vom jeweiligen Firmenerben bewohnt und von Generation zu Generation weitergegeben wurde, wird gerade ausgeräumt und steht ebenfalls zum Verkauf.« Er machte eine Pause. »Ich glaube, die Fabrik ist schlicht und einfach in Vergessenheit geraten.«

In Vergessenheit geraten? Das war schwer vorstellbar. Wie konnte man ein solches Gebäude einfach dem Verfall preisgeben? Ich durchwanderte die Halle in ihrer ganzen Länge, inspizierte jeden Winkel, spähte unter die Werkbänke und hinter die Schränke. Ich schloss die Augen und lauschte dem fast unmerklichen Flüstern dieser Räume, ihrer Melancholie, ihrem staubigen Atem. »Wie kann ein solcher Ort in Vergessenheit geraten?«, sagte ich mehr zu mir selbst als zu Richard.

»Keine Ahnung. Vielleicht fehlte das Interesse, vielleicht hatte es aber auch persönliche Gründe, und man wollte von der Fabrik einfach nichts mehr wissen.« Er zuckte

die Schultern. »Jedenfalls stand das Gebäude mehr als fünfzig Jahre leer.«

Gemessen an der Entwicklung des Londoner Immobilienmarkts war das eine Ewigkeit. Ich betrachtete das unter einer Staubschicht liegende Durcheinander. »Und trotzdem steht hier noch so viel Zeug rum. Kann ich das alles verwenden?«

Richard nickte. »Was das betrifft, waren die Vorgaben des Kunden eindeutig: Nehmt, was ihr brauchen könnt, und werft den Rest weg. Er möchte nichts behalten, was man nicht in die Renovierung einbeziehen kann.«

»Ich verstehe.«

»Ein Aufmaß ist erstellt, ich habe hier die CAD-Zeichnungen.« Er tippte auf einen dicken Stapel Plots. »Jede Menge Pläne, alle im Maßstab 1:100, Format DIN A1. Sag Bescheid, wenn du etwas anderes brauchst.«

»Super, danke.« Mein Blick wanderte von Richard zu der Treppe am anderen Ende der Halle. Ich war neugierig auf die anderen Etagen. »Wollen wir mit dem Rundgang beginnen?«

Lächelnd griff er nach einigen Unterlagen auf dem Schreibtisch. »Klar. Fangen wir oben an und arbeiten uns langsam nach unten vor, ich glaube, so ist es am besten.«

Während wir die Treppe hochstiegen, gab er mir weitere Informationen. Die Fabrik hatte drei Etagen mit jeweils einer Treppe vorne und hinten, und jedes Stockwerk war in drei separate, aber ineinander übergehende Abteilungen aufgeteilt. Mit Blick in seine Unterlagen nannte er mir die Abmessungen der Räume und vergewisserte sich hin und wieder, dass ich ihm zuhörte. Ich nickte zerstreut. Meine Aufmerksamkeit war von der Schönheit des alten Parkettfußbodens in Anspruch genommen, von den riesigen Fenstern auf beiden Seiten des Gebäudes, den eindrucksvollen

freiliegenden Deckenbalken und den wuchtigen Maschinen. Von der Decke hingen Rollen und Flaschenzüge, auf den Arbeitstischen und am Boden lagen Leder-, Holz- und Metallteile. Mit all diesen Materialien und Werkzeugen konnte ich jetzt arbeiten.

Richard war neben mich getreten. Wir befanden uns am hinteren Ende des zweiten Stocks zwischen Reihen von Arbeitstischen auf gusseisernen Gestellen.

»Das war die Stanzerei«, sagte er. »Hier erfolgte der erste Schritt im Fertigungsprozess. In dieser Abteilung wurde das Leder für einen Schuh oder Stiefel zugeschnitten, entweder von Hand oder mit Hilfe dieser Stanzmaschinen.« Er klopfte auf das Ding neben sich, das einen leisen metallischen Ton erzeugte.

Ich starrte auf die Maschinen, das verklingende Summen im Ohr. Hier schien die Zeit stehen geblieben zu sein. In viele der stählernen Kolosse war noch das Leder eingespannt, als wären die Arbeiter nur kurz weggegangen und kämen gleich wieder zurück, um ihr Werk zu Ende zu führen. Aber die Arbeiter waren nicht zurückgekehrt, alles war noch genau so, wie sie es damals verlassen hatten. Vergangenheit und Gegenwart prallten unvermittelt aufeinander.

In der nächsten Abteilung reihten sich beiderseits des Mittelgangs Nähmaschinen aneinander. Die schwarzen Ungetüme standen reglos da, ihre Schwungräder waren dick mit Staub überzogen. Bei vielen lagen zwischen der Stichplatte und dem Nähfuß noch Lederteile. Alle Maschinen trugen in weißen Buchstaben die Aufschrift SINGER. Ich versuchte, mir den Lärm dieser Maschinen vorzustellen, wenn sie auf vollen Touren liefen. Jetzt jedoch herrschte durchdringende Stille. Auf den langen Arbeitstischen vor den Maschinen lagen Spezialwerkzeuge und

fertig genähte Schuhschäfte. Der Fußboden war mit Lederresten übersät.

»Und hier war die Stepperei«, sagte Richard, »wo die Lederteile zum Schuhoberteil zusammengenäht wurden. Das war eine der wenigen Abteilungen, in denen Frauen beschäftigt waren. Ansonsten war die Fabrik eine reine Männerdomäne.«

Richard ging in den hinteren Teil der Halle mit riesigen schwarzen Maschinen. »Hier wurden, glaube ich, die Sohlen zugeschnitten«, sagte er und legte seine Hand auf den Schwenkarm des Geräts, der ein Messer auf den Tisch drückte.

»Das Leder war dicker als das für das Schuhoberteil.« Er befühlte eine eingespannte Sohle zwischen seinen Fingern.

Ich nickte und ließ meinen Blick zu den Regalen hinter ihm wandern, wo sich Hunderte Ballen Leder türmten, jeder fast zwei Meter lang. Auf dem Boden lag ein Stapel rechteckiger Lederzuschnitte. Ich atmete tief ein. Bei meinem Rundgang durch die Fabrik hatte mich der Ledergeruch begleitet. Hier jedoch schien er aus den Wänden zu strömen und lag schwer wie Rauch in der Luft. Er kroch mir die Nase hoch und senkte sich in meine Lungen. Ich hatte das Gefühl, eine Vergangenheit einzusatmen, die fast noch lebendig war.

Als ich so die Halle auf mich wirken ließ, stellte ich mir vor, wie man Elemente der zerlegten Maschinen in die moderne architektonische Gestaltung integrieren könnte: Metallgestelle, Leuchten oder Schwungräder von alten Maschinen als Wandelemente, die Gewölbedecke von Lichtschächten durchbrochen. Ein Zusammenspiel von Licht, Glas und Metall. Ja, die alte Industriearchitektur würde sich mit der Formensprache des modernen Bauens zu einer harmonischen Einheit verbinden.

Richards Stimme riss mich aus meinen Gedanken. Er war schon weitergegangen und steuerte auf das Treppenhaus zu. »Hier unten war die Schaftherstellung«, rief er mir über die Schulter zu.

Ich folgte ihm in den ersten Stock. Vor uns stand ein riesiger Tisch mit Hunderten Fußpaaren aus Holz. Sie waren über die ganze Fläche verteilt, einige lagen am Boden. Ich lächelte. »Wow. Was ist das?«

»Vermutlich Leisten«, sagte Richard. »Darauf wurde das Schuhoberteil gespannt, um den Schaft aufzubauen.« Er warf erneut einen Blick in seine Unterlagen und machte dann eine weit ausholende Geste. »In der nächsten Abteilung wurden die Sohlen montiert, und ganz hinten wurden Schaft und Sohle miteinander verbunden. Dort wurden auch die Schuhreparaturen ausgeführt.«

Wir gingen langsam ans hintere Ende der Halle. Hier lagen alle möglichen Schuhe durcheinander auf einem Haufen, abgewetzte, sohlenlose und löchrige. Kaputte Schuhe, die repariert werden sollten, jetzt aber vor sich hin gammelten.

Ich stupste den Haufen mit meinem Turnschuh an. »Sieh dir das an. Warum, glaubst du, liegen die alle immer noch hier herum?«

»Wahrscheinlich wurden sie von ihren Besitzern nie abgeholt. Nachdem die Fabrik zugemacht hatte, meine ich.« Und nach einer Pause fuhr er fort: »Oder der generöse Fabrikbesitzer hat ihnen ein neues Paar spendiert.«

»Ganz bestimmt, du Phantast.« Aber insgeheim hoffte ich, dass Richard recht hatte. Ich warf erneut einen Blick auf den Haufen. Er wirkte irgendwie traurig und verloren. Im Stich gelassen, ausgemustert. So wie die ganze Fabrik.

Als ich mich umdrehte, fiel mein Blick auf zwei Reihen

sorgfältig genähter, handwerklich vollendeter Schuhe und Stiefel. Alle ohne Absätze.

Ich musste lachen. »Ein surrealer Ort.«

Richard folgte meinem Blick. »Ach ja. Die Absätze wurden im Erdgeschoss angebracht, dort bekamen die Schuhe auch den letzten Schliff. Es war die letzte Stufe im Fertigstellungsprozess.«

Wir gingen die Treppe hinunter und gelangten zum Ausgangspunkt unseres Rundgangs.

»Und das hier ist der Versandraum, wo die Schuhe kontrolliert und für die Auslieferung fertiggemacht wurden.«

Ich nickte und besah mir erneut die zahllosen Regale und Schachteln voller Schuhe. »Dann verlief also der Fertigstellungsprozess von oben nach unten.« Durchorganisiert bis ins kleinste Detail, alles nach Plan und heute noch nachvollziehbar.

»Aus einem Guss, findest du nicht?«

»Genau wie deine Führung.«

Richard machte eine übertriebene Verbeugung. »Danke. Aber ehrlich gesagt, habe ich mich noch gar nicht richtig mit dem Projekt beschäftigen können. Alles Übrige werde ich dir überlassen müssen. Bist du damit einverstanden?«

»Klar.« Ich lächelte ihn an, und mein Herz krampfte sich zusammen. »Danke, Richard«, sagte ich ohne bestimmten Anlass.

Eine Sekunde herrschte Stille, während er mich ansah. Dann schüttelte er den Kopf. »Du brauchst dich nicht zu bedanken. Schließlich bist du der kreative Kopf und damit die optimale Besetzung für diesen Job.« Er machte eine Pause. »Was mir natürlich Bauchschmerzen bereitet, denn schließlich warst du in letzter Zeit nicht gerade der Zuverlässigste.«